

25 Jahre danach

Kloster Huysburg im Bistum Magdeburg

von Athanasius Polag OSB

428

BENEDIKTINISCHES LEBEN

Bei einem Rückblick auf die Zeit seit der Wende 1989 aus der Sicht eines Klosters im Bistum Magdeburg muss auch die Vorgeschichte des heutigen Priorates Huysburg etwas erwähnt werden. Die Huysburg in der Nähe von Halberstadt war von 1084 bis 1804 eine Benediktinerabtei, die alle Kriege überstanden hatte. Nach der Aufhebung durch die preußische Regierung blieb sie mit der romanischen Kirche und dem Teil des Klosters, der der Pfarrgemeinde zugesprochen worden war, ein Zentrum für die katholischen Christen in der preußischen Provinz Sachsen, kirchlich eingebunden in den östlichen Teil des Erzbistums Paderborn. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde dort ein Priesterseminar für die Katholische Kirche in der DDR im Zusammenhang mit dem Theologiestudium in Erfurt eingerichtet. Zugleich wurde die Huysburg ein Wallfahrtsort im Bereich des Bischöflichen Amtes Magdeburg.

Im Jahr 1972 konnte sozusagen im Schatten des Seminars eine benediktinische Cella gegründet werden. Die Verantwortung für die Gründung trug die Abtei Tyniec bei Krakau, die zur „Benediktinerkongregation von der Verkündigung“ gehört. Durch die politischen Veränderungen in Polen wurde die Beziehung zwischen Tyniec und der Huysburg durch die DDR behindert. Daher wurde das Kloster Huysburg schon 1984 ein selbständiges Priorat.

Von der Wende überrascht

Nach der politischen Wende 1989 kamen unerwartet tiefgreifende Veränderungen auf die Gemeinschaft zu. Das Seminar wurde bei der Neuordnung der Priesterausbildung nach Erfurt verlegt. Das Bistum konnte 1992 den Teil der Huysburg, der früher in Privatbesitz und dann ein staatliches Pflegeheim gewesen

war, erwerben. Für das Pflegeheim errichtete die Caritas einen Neubau im benachbarten Dingelstedt. Der Plan des Bistums war, die Huysburg als kirchlichen Ort zu erhalten und ein Bildungshaus dort einzurichten.

Die Gemeinschaft musste eine Entscheidung über ihren Fortbestand treffen. Schon in dem Jahrzehnt zuvor hatte der Abtpräses der Kongregation den Abt von St. Matthias / Trier, Ansgar Schmidt, gebeten, ihn in der Betreuung des Klosters Huysburg zu unterstützen. Als Bischof Leo Nowak der Gemeinschaft anbot, ihr die Huysburg zu verpachten und sie bei deren Neugestaltung einzubeziehen, bat der Konvent die Gemeinschaft in St. Matthias um Unterstützung.

Abt Ansgar übernahm 1991 zunächst als Administrator die Leitungsverantwortung. Dabei ging es nicht nur um die Gestaltung des Mönchslebens, sondern auch zugleich um eine missionarische Wirkung des Ortes in Zusammenarbeit mit dem Bistum. Sehr bald wurde deutlich, dass damit eine Herausforderung für den ganzen Konvent in Trier verbunden war. Der Konvent entschloss sich 1993 zum Einsatz für die Huysburg, auch in Form personeller Verstärkung des Huysburger Konventes. In der Folgezeit kam es zu einem Vertrag zwischen dem Bistum Magdeburg und dem Kloster zur „Gestaltung der Huysburg als kirchliches Zentrum für das Bistum Magdeburg“.

Aus der Vergangenheit übernahm der Konvent die Seelsorge in der zur Huysburg gehörenden Pfarrei und die Betreuung der Wallfahrten. Hinzu kam die Neugestaltung des ganzen Berings in mehreren Bauabschnitten. Es ging um die Möglichkeiten zum Empfang der Besucher und die Einrichtung eines Gästehauses. Alle Bemühungen waren von dem Anliegen getragen, „dafür zu wirken, dass die

Huysburg insgesamt ein Ort der Erinnerung an Gott und ein Ort der Begegnung mit Gott und den Menschen sein kann“ (Leitbild der Huysburg).

Es zeigte sich, dass ein Kloster im Bereich der ehemaligen DDR nicht nach der Art eines autonomen Benediktinerklosters leben und wirken kann. Die Minderheit der katholischen Christen beträgt fünf Prozent der Bevölkerung. Daher erfolgte 2004 der Zusammenschluss der beiden Klöster zu einer Gemeinschaft an zwei Standorten. Kirchenrechtlich wurde die Huysburg ein abhängiges Priorat der Benediktinerabtei St. Matthias. Wirtschaftlich blieb die Huysburg getrennt, um den Anforderungen der unterschiedlichen Orte besser gerecht werden zu können.

Der Auftrag des Konventes ist - in der kirchlichen Perspektive - nach innen und nach außen gerichtet. „Nach innen gerichtet“ meint hier lediglich die Zusammenarbeit mit dem Bistum, die für die Gemeinschaft der Huysburg seit eh und je zum Leben gehört. „Nach außen gerichtet“ nimmt die Beziehung der Gemeinschaft zu den Nichtchristen in den Blick. Von beidem soll hier berichtet werden.

Von der Wende zu einem Aufbruch

Unmittelbar nach der Wende 1989 war man in den katholischen Gemeinden von der Hoffnung erfüllt, dass es zu einem Aufschwung des Gemeindelebens komme. Durch die nun gegebene Freizügigkeit und die unterschiedlichen Belastungen und Veränderungen im beruflichen Bereich wurde jedoch die Beteiligung an den Veranstaltungen der Pfarrei gemindert. So kam es zu einer ersten Welle von Enttäuschung bei den Seelsorgern.

Doch die Leitung des Bischöflichen Amtes Magdeburg blieb bei guter Zuversicht. Das führte 1994 zur Gründung des Bistums Magdeburg. Das neue Bistum umfasste die Teile des Erzbistums Paderborn, die auf dem Gebiet der ehemaligen DDR lagen. Im Rahmen der Neuordnung der Bistumsstruktur in den neuen Bundesländern erfolgte eine Angleichung der diözesanen Verwaltung an die der westlichen Bistümer. Die Ausweitung

der Administration brachte neben Vorteilen auch Belastungen, die vorher nicht vorhanden waren.

Bischof Leo Nowak stieß ein Nachdenken darüber an, was Christsein heute in einer gewandelten gesellschaftlichen Situation bedeute. Die Überzeugung, es komme wesentlich darauf an, missionarisch Kirche zu sein, konkretisierte sich in der Gründung von drei Gymnasien in kirchlicher Trägerschaft und in der ökumenischen Beteiligung an einem vierten. Unsere Gemeinschaft beteiligte sich an der Einrichtung von Religionsunterricht an den Schulen unseres Nahbereichs.

Die Situation, dass drei Viertel der Bevölkerung sich als atheistisch bezeichneten, wurde von der Bistumsleitung als Herausforderung angenommen. Es wurde vordringlich die Frage gestellt: Wie können die Gläubigen befähigt werden, über ihren Glauben angemessen und verständlich mit Nichtchristen zu sprechen? Unsere Gemeinschaft beteiligte sich an Beratungen in Arbeitsgruppen, die vom Seelsorgeamt, vom Priesterrat und Katholikenrat angestoßen wurden.

Schließlich kam es dazu, dass am 2. Juli 2000 Bischof Leo Nowak die Einladung zu einem *Pastoralen Zukunftsgespräch* für das Bistum veröffentlichte. Im März 2001 begann eine gut strukturierte Beratung, die im Februar 2004 abgeschlossen wurde. Diese Bistumsversammlung hatte in fünf Sitzungen wegweisende Texte für die Pastoral und das Leben der Gemeinden beschlossen. Diese Dokumente wurden unverzüglich veröffentlicht. Der Titel der Dokumentation zeigt das Programm: „Um Gottes und der Menschen willen - den Aufbruch wagen.“ Die Texte sind von herausragender Qualität, theologisch vom II. Vatikanum geprägt und in der Ausdrucksweise sehr verständlich.

Unsere Gemeinschaft hat sich bemüht, zur Rezeption der Anregungen beizutragen. Wir übernahmen die im Grundsatzdokument formulierte Zielsetzung in unser Leitbild: „Wir wollen eine Kirche sein, die sich nicht selbst genügt, sondern allen Menschen Anteil an der Hoffnung gibt, die uns in Jesus Christus geschenkt ist.“ Im Dekanat, bei der Gestaltung der Wallfahrten, in Vorträgen und Einkehrtagen setzten wir

uns dafür ein, die Impulse in konkrete Schritte umzusetzen.

Stockende Rezeption

Die Begeisterung, die in der Bistumsversammlung erfahrbar war, konnte jedoch nicht wirkungsvoll in die Gemeinden hinein vermittelt werden, und die Rezeption der Texte ließ zu wünschen übrig. Ein beträchtlicher Teil des Klerus blieb gegenüber dem Begriff „Aufbruch“ und dem Anliegen einer veränderten Pastoral skeptisch. Die Ermutigung zum Aufbruch wurde bisweilen kleingeredet, und pastorale Versuche wurden als Beweis mangelnder Loyalität denunziert.

Die Aufmerksamkeit im Bistum wurde von anderen Aufgaben beansprucht. Die Minderung der Zahl der Priester, Diakone und Gemeindereferentinnen führte nämlich zu einer Verunsicherung in den Gemeinden. Denn ab 2004 begannen die Zusammenlegung von Pfarreien und die Aufgabe von Gottesdienststationen. Dies stieß in vielen Gemeinden auf Unverständnis und führte zu Ärger in den kirchlichen Gremien. Hinzu kamen bedauerliche Vorgänge in der Finanzverwaltung. Ferner drückte die Emigration auf die Stimmung in den Gemeinden. Jüngere Mitglieder gingen aus beruflichen Gründen in den Westen und fehlten nun in der Jugendarbeit. Kurz gesagt, der Alltag in Diözese und Pfarreien bremste den Elan des *Pastoralen Zukunftsgesprächs* auf weite Strecken aus.

Im Jahr 2011 wurde erneut zu einer Bistumsversammlung eingeladen, gedacht als konkrete Weiterführung der Versammlung von 2001-2004. Wieder wurde die Frage gestellt: „Worin liegen die Herausforderungen der Kirche von Magdeburg in diesen unseren Tagen?“ Zehn Arbeitsgruppen stellten zu vereinbarten Themen Empfehlungen zusammen, was in den Gemeinden konkret getan werden könnte. In einer großen Versammlung im Oktober 2012 wurden diese Anregungen den Vertretern der 44 Pfarreien vorgelegt. Durch gemeinsames Tun in konkreten Projekten sollte ein „Paradigmenwechsel“ in den Gemeinden gefördert werden. Die Ergebnisse der Arbeitsgruppen

waren von sehr unterschiedlicher Art und Qualität. Gemeinsam ist ihnen die Entschiedenheit, „nicht einfach so weiterzumachen wie bisher“.

Um diese Anregungen nicht wieder versanden zu lassen, wurden 2014 in einer Publikation des Bischöflichen Ordinariates Lebensvollzüge und Aufgabenbereiche zu einem Zukunftsbild der Kirche zusammengestellt. Wieder ist die Zielrichtung, auf konkretes Tun in der Gemeinde hinzuwirken und Vorstellungen zu korrigieren, die sich einseitig an der Vergangenheit orientieren. Doch auch diese Impulse sind ähnlich wie ein Jahrzehnt zuvor durch die Veränderungen in der Organisation der Gemeinden beeinträchtigt. Es können nämlich nicht mehr alle Pfarreien mit einem Priester als leitendem Pfarrer besetzt werden. Damit stellt sich die Frage, welches Modell von Gemeinde in der Zukunft realisiert werden soll, und diese Frage scheint nun andere Anliegen in den Hintergrund zu drängen.

Damit doch nicht alles so bleibt, wie es war

Das Kloster Huysburg ist durch die Seelsorge und das Tagungs- und Gästehaus, das seit 2008 in Betrieb ist, in das Leben des Bistums eingebunden. Die Entwicklungen des Bistums wirken sich auf Leben und Dienst der Gemeinschaft aus. Darum liegt es im Interesse der Gemeinschaft, dass der Aufbruch aus den Neunzigern auf Dauer zum Tragen kommt. Aus der Erfahrung der zurückliegenden Jahre scheinen zwei Aspekte von entscheidender Bedeutung zu sein.

1. Das Bild von der Kirche bestimmt die Beteiligung des einzelnen Christen bzw. der einzelnen Christin an der Verantwortung für die Gemeinde. Dazu ist festzustellen: Die Erwartungen an diejenigen, die den Dienst der Leitung innehaben, sind nach wie vor zu hoch. Bei der überwiegenden Zahl der aktiven Katholiken ist der Blick zu sehr auf die Priester und Bischöfe gerichtet. Das Bild von der Kirche ist, kurz gesagt, noch zu klerikal. Es wird in der Zukunft darauf ankommen, dass die biblischen Bilder vom

Volk des neuen Bundes, vom Leib Christi und vom Zeichen des Heilswirkens Gottes für die Völker prägende Kraft gewinnen. Das Bild von der Kirche sollte aus der Erfahrung der Lebensvollzüge konkret gespeist werden. Wo Gläubige aus dem Geist der Taufe miteinander beten, Kranken und Notleidenden beistehen, von ihrer persönlichen Beziehung zu Jesus Christus ohne Scheu sprechen und bei aller Unterschiedlichkeit Gemeinschaft nach dem Wort Jesu verwirklichen – da lebt Kirche am Ort. Das ist die notwendige Erfahrungsbasis für die sakramentale Dimension der Kirche.

2. Die persönliche Beziehung zu Jesus, dem Christus, ist ausschlaggebend für eine Beteiligung am Leben der Gemeinde – auf Dauer. Angesichts der gesellschaftlichen Verhältnisse braucht der Christ bzw. die Christin ein lebendiges Bewusstsein von der Beziehung zu Jesus, die durch das Sakrament der Taufe gestiftet wurde. Damit sollten die Überzeugung vom Wirken des Heiligen Geistes und die Praxis des persönlichen Betens verbunden sein. Das ist natürlich ein Weg. Wie können Hilfen gestaltet werden, dass Christen sich auf diesen Weg einlassen? Dann wird eine Sendung nicht eine Last, sondern eine Einladung, Verantwortung zu übernehmen. Der eigentliche „Paradigmenwechsel“ muss also im Bewusstsein des Einzelnen stattfinden, sonst gibt es keinen solchen in der Pastoral.

Die andere Seite der Welt

Die Huysburg war mit der weithin sichtbaren Kirche, den Gottesdiensten, den Wallfahrten, dem Stundengebet der Mönche und der Seminaristen und den kirchlichen Ereignissen in der Zeit der DDR eine Stätte der Erinnerung an Gott. Das konnte auch das regierungsamtlich verordnete abschätzige Reden über die Religion nicht verhindern. Es wurde von der Bevölkerung wahrgenommen, die Wirkung jedoch blieb im Dunkeln. Der überwiegende Teil der Bevölkerung hatte sich im Alltag eingerichtet. Viele bemühten sich, anständig zu leben und ein Auskommen mit der Unehrlichkeit des Regimes und seiner Organe zu

finden, ohne sich mit dem zu befassen, was der Minderheit der Christen wichtig war.

Nachdem sich mit der Wende die Verhältnisse geändert hatten und die Meinungsfreiheit neue Möglichkeiten eröffneten, war es naheliegend, dass die Gemeinschaft eine ihrer Aufgaben darin sah, das Gespräch mit den Nichtchristen zu suchen. Durch die Beteiligung am *Pastoralen Zukunftsgespräch* des Bistums erhielt dies einen besonderen Akzent. So heißt es im Leitbild der Gemeinschaft: „Es geht uns besonders darum, unsere Aufmerksamkeit den Menschen zuzuwenden, die nicht mit dem Glauben und dem kirchlichen Leben vertraut oder verbunden sind.“ Gleichzeitig möchte die Gemeinschaft dazu beitragen, dass in unserer Kirche die Aufmerksamkeit für diese Menschen an Kraft gewinnt. Einige Erfahrungen aus den vergangenen Jahren seien hier aufgeführt, ohne auf die verschiedenen Unternehmungen und Veranstaltungen im einzelnen einzugehen:

Die Einladung zu Gesprächen über Themen des Glaubens an Gott, über ethische Fragen oder über die Gestalt Jesu und seine Botschaft stießen auf keine bemerkenswerte Resonanz. Eher waren es kulturelle Veranstaltungen, die den Anlass zu Gesprächen boten, die über die Alltagswirklichkeit hinaus die andere Seite der Welt berührten. In den letzten Jahren kamen die Familienfeiern im Gästehaus hinzu. Eine wichtige Kontaktfläche waren von Anfang an die Führungen im Rahmen der „Straße der Romanik“. In den ersten acht Jahren begegneten die Brüder dabei einem spürbaren Interesse an einer Hintergrundinformation über Kirche und Religion. Das ließ dann nach, aber in den letzten Jahren hat das Interesse wieder zugenommen.

Es gab in den zurückliegenden 25 Jahren in den Kirchen eine intensive Kommunikation über die „verfestigte Konfessionslosigkeit“ in den neuen Bundesländern. Man ist Christ oder man ist es eben nicht. Die Erfahrung der Gemeinschaft lässt sich in Kürze so darstellen: Menschen sind mit der Gestaltung und Bewältigung des Alltags ausgelastet und haben sich mit der Begrenztheit des Lebens abgefunden. Sie sind je nach den Verhältnissen zufrieden oder unzufrieden, bewegt von Erwartungen

oder Enttäuschungen wie andere Menschen anderswo auch. Bei herausragenden Ereignissen oder bei Konflikten und Krisen stellt sich jedoch bei vielen eine Ahnung ein, dass es noch mehr gibt an Realität als den Alltag, eine andere Seite der Welt oder eine Art von höherer Realität. Um diese Ahnung in Worte zu fassen, stehen aber kaum Begriffe zur Verfügung; darum bleibt sie sehr häufig im Schweigen. Es gibt gewiss keine Welle neuer Religiosität, aber es gibt ein Milieu der Ahnung von Religion.

Hindernisse und Wege

Ein erstes Hindernis im Gespräch mit Nichtchristen ist der Verdacht des Gesprächspartners, dass ihm etwas beigebracht werden soll, das ihm mangelt. Die Feststellung eines Mangels empfindet er als arrogant. Mit Religion verbinden viele die Vorstellung von Selbstsicherheit. Wie kann die Einladung zu einer neuartigen Wahrnehmung so gefasst werden, dass sie nicht überheblich oder herablassend erscheint?

Ein weiteres Hindernis ist die Vorstellung, dass Religion in erster Linie Religionsgemeinschaft bedeutet mit einem überlieferten System von Weltanschauung, mit einem Gefüge von Ansichten über richtig und falsch, über wertvoll und sinnlos. Dann geht es im Gespräch unter Umständen sehr schnell zu den bekannten Verfehlungen der Christenheit; unvermeidlich ist die Erwähnung der Differenz zwischen dem, was in der Bibel steht, und dem Verhalten der Repräsentanten der Kirchen. Diese Themen lassen sich bewältigen; hilfreich sind dabei die umfassenden Eingeständnisse von Papst Johannes Paul II. Es gibt immer wieder die Möglichkeit, eine Unzahl von Fehlinformationen über das, was „christlich“ ist, auszuräumen.

Schwieriger ist, dass mit der Vorstellung von Kirche häufig die Annahme verbunden ist, dass die persönliche Freiheit gemindert werde. Wie kann über die Kirche so informiert werden, dass ohne Verharmlosung der Fehler und des Unrechts in der Geschichte der sakramentale Charakter dieser Gemeinschaft mit seinem Angebot an Mehrung von Lebenswirklichkeit zum Ausdruck kommt?

Ein tatsächlich schwerwiegendes Hindernis im Gespräch besteht darin, dass von sehr vielen die Religion mit Institution identifiziert wird. Das bedeutet, dass die eigentliche Herausforderung für den Christen darin besteht, verständlich darüber zu sprechen, dass der Kern seiner Religion, sein Glaube, in der Erfahrung einer personalen Beziehung besteht. Die „andere Seite der Welt“, die es über den Alltag hinaus auch noch gibt, ist nicht nur etwas, sondern eigentlich Jemand. Wenn dies zur Sprache kommt, kann auch richtig von Jesus gesprochen werden. Denn Glauben bedeutet in erster Linie, in Beziehung zu stehen zu dem, der sich mir zugewandt hat.

Solche Gespräche brauchen einen Raum des Vertrauens, der erfahrungsgemäß nach ersten Ansätzen langsam entsteht. Daher ist es für die Gemeinschaft wichtig, mit vielen Menschen in guter Bekanntschaft zu stehen. So kann es zu Gelegenheiten kommen, bei denen man die Betrachtung des Institutionellen oder der Geschichte beiseite lässt und die Ahnung „des Größeren“ in der Erfahrung des eigenen Lebens bewusst werden kann. Solche Gespräche ermutigen die Gemeinschaft, sich weiterhin mit Vorrang den Menschen zuzuwenden, die mit dem christlichen Glauben nicht vertraut sind. In den zurückliegenden zwei Jahrzehnten hat sich der Kreis derer, die mit dem Kloster bekannt sind, stark erweitert. Die Beziehungen sind von ganz unterschiedlicher Art, aber durchweg von Freude darüber getragen, einander zu begegnen. Dabei hat die Gemeinschaft unzählige Zeichen der Ermutigung und Bestärkung erfahren.

Der Hoffnung Raum geben

Prior Antonius Pfeil hat einem Bericht über die Tätigkeit der Mönchsgemeinschaft im Kloster Huysburg den Titel gegeben: *Abenteuer Hoffnung*. Damit ist treffend zum Ausdruck gebracht, was bei einem Rückblick auf die 25 Jahre seit der Wende keinesfalls fehlen darf. Zur Sendung der Mönche gehört nun einmal, von der Hoffnung Zeugnis

zu geben, die dem Volk Gottes mitgegeben ist, und das Wirken des Heiligen Geistes zu erbitten. Wenn sie dabei tun, was ihren Möglichkeiten entspricht, wird der Herr

gemäß seiner Verheißung sagen: „Seht, ich bin da!“, auch in einem Milieu der Ahnung seiner Gegenwart.

Den Glauben neu finden

Erfahrungen anlässlich einer Neugründung

von Birgitta Louis OSB

Mit 69 Jahren ging ich Ende 2007 als einzige Deutsche zusammen mit drei jüngeren tschechischen Schwestern nach Prag, um dort auf dem Weißen Berg das gemeinsame benediktinische Leben zu beginnen. Davor war mein Glaube 38 Jahre lang durch mein Leben in der Kommunität VENIO geprägt worden.

Beten diesseits und jenseits des Chorals

Ein Herzstück für meinen Glauben, für meine lebendige Beziehung zu Gott, war der Gregorianische Choral, wie wir ihn in der inzwischen zur Abtei erhobenen Kommunität VENIO pflegten. Die Antiphonen zu den Psalmen, zum *Benedictus* und zum *Magnificat* sowie die Messgesänge des *Introitus* und der *Communio* sprachen mich unmittelbar an; die meisten von ihnen kannte ich auswendig. Sie sind kunstvoll zusammengesetzt aus Schlüsselstellen der Heiligen Schrift und gelegentlich in die Ich-Form übertragen wie zum Beispiel die *Communio* des 4. Fastensonntags: *Lutum fecit ex sputo Dominus, et linivit oculos meos: et abii, et lavi et vidi, et credidi Deo* – „Der Herr machte mit dem Speichel einen Teig und bestrich damit meine Augen; ich ging weg und wusch sie, und ich sah und glaubte Gott“ (vgl. Joh 9,6f.15).

Die eher herben gregorianischen Melodien waren keine „Ohrwürmer“, doch sie führten in die Ebene der Existenzgefühle. Ich wiederholte sie gern und häufig auf meinen regelmäßigen Autofahrten nach Eichstätt, aber auch auf den Wegen zwischen Nebenhaus, Vorderhaus und

Gartenhaus in VENIO. Das Anliegen Benedikts *ut mens nostra concordet voci nostrae* – „dass unser Geist, unser Herz, in Übereinstimmung komme mit dem, was wir beim Beten aussprechen“ (RB 19,7), spielte eine wesentliche Rolle bei meiner Einübung in den Glauben. Meine „innere Sprache“ wurde im Laufe der Jahre immer mehr eins mit diesen zentralen Stellen des Gotteswortes. Solche einzelnen Worte fielen mir mitten in einer Situation plötzlich ein; sie bestimmten mein Handeln oder öffneten mir wenigstens im Nachhinein die Augen für das, was geschehen war.

Dieses Hauptmedium meiner Gottesbeziehung fiel in Prag weitgehend weg. Von einem deutschen Psalm in der Vesper abgesehen, beten wir dort fast nur auf Tschechisch. Am Anfang verstand ich vom tschechischen Chorgebet nur wenige Worte; die Vigilien, die wir in den ersten drei Jahren täglich beteten, strengten mich sehr an, allein schon das Aussprechen der Worte in der beim Rezitieren üblichen Geschwindigkeit. Für den Jahreskreis hat Sr. Anežka Psalmen-Antiphonen komponiert, die ich inzwischen auch mag. Doch was ich verloren hatte, konnten sie nicht ersetzen – ebenso wenig wie die gregorianischen Propriums-Teile, die wir alle sechs bis acht Wochen mühsam für den Gemeindegottesdienst am Sonntag einüben.

Wovon sollte ich innerlich leben? Ich war überzeugt: Gott will diese Gründung. Es gab in der Zeit vorher und auch danach immer wieder Fügungen, die als Zeichen dafür gelten konnten. Das half für Momente, trug aber nicht